

DOMIN, Hilde: *Ich will dich*. Gedichte. München: Piper 1970. 47 S. Kart. 9,80.

Das Gedicht verschwindet, der Lyriker auch. Von innen am Rand des Verstummens, von außen nicht mehr zugelassen. Verlangt wird der kommerzialisierte oder der agitatorische Text, das nutzbare Wort, das Wortplakat. Hilde Domin ist sich der Problematik des Gedichts heute scharf bewußt („Wozu Lyrik heute?“ 1968). Sie verteidigt hartnäckig den Atem des Worts, den Atemraum Freiheit in der allseits gesteuerten Welt.

Nach ihrer Rückkehr aus dem Exil veröffentlichte sie relativ spät drei schmale Lyrikbände: „Nur eine Rose als Stütze“ (1959), „Rückkehr der Schiffe“ (1962), „Hier“ (1964). Ihr Thema: das beschädigte, das tödlich gefährdete Leben, das unzeitgemäße Ich. Ihre Form: weder nachexpressionistisch, noch surrealistisch, noch agitatorisch, offenbar beeinflusst von romanischer Satzklarheit und Klang, verständliche Sätze voller Bilder und Metaphern des Lebendigen. Der Prozeß der Wortverkürzung nahm mit den Jahren zu. Auslassungen verfremden und verdichten die Strophen. „Lyrik / das Nichtwort / ausgespannt / zwischen / Wort und Wort“ eröffnete als Motto und aufgezwungenes Programm den Band „Hier“. Nicht zufällig, sehr viel umfassender, qualitativ anders als bei Böll („Entfernung von der Truppe“) das Thema „Entfernung“: die Entfernung des Menschen zu sich selbst, zum andern Menschen, zum geliebten Menschen noch in der Berührung, die Entfernung der Toten, die Entfernung der Kranken, die Entfernung nach der Rückkehr (vgl. Ingeborg Bachmanns Erzählung „Undine geht“ und das Gedicht „Böhmen liegt am Meer“ aus Kursbuch 15). Anwesend sein, gemeinsam sein, in Liebe atmen, Identität, das ist der Geistleib der Verse, ihre Sehnsucht, Sorge.

„Ich will dich“, der dem ersten Gedicht entnommene Titel des neuen Versbandes, will „Freiheit“, eine aufgerauhte Freiheit gegen die alt-pathetische „Freiheit, die ich meine“ und gegen die neue modische und ideologische Glätte des Worts: „Freiheit Wort / das ich aufrauen will / ich will dich mit Glassplit-

tern spicken / daß man dich schwer auf die Zunge nimmt / und du niemandes Ball bist.“ Das Gedicht wurde geschrieben zur Zeit des sowjetrussischen Einmarschs in die Tschechoslowakei. Ein öffentliches Gedicht, ein politisches. Das Motto zu Teil I des neuen Versbandes heißt „damit es anders anfängt / zwischen uns allen“. Das ist Veränderung und Wandlung in einem. Teil II beginnt ähnlich leitspruchartig: „Wort und Ding / lagen eng aufeinander / die gleiche Körperwärme / bei Ding und Wort.“ Das Thematischwerden des Worts hat Domin mit Celan gemeinsam. Aber im Unterschied und Gegensatz zum Celan des „Sprachgitters“ hält Domins Wort Kontakt mit den Dingen. Die „Körperwärme“ entgleitet ihm nicht. Domins Wort entfernt sich nicht aus den Ordinaten des Lebendigen, Lebahren. Sie treibt das Wort nicht in eine Zone des Jenseits, nicht in eine surreal-metaphysische Ferne und Isolierung, aus der es keine Rückkehr mehr gibt. Domins Verse wollen „hier“ sein und mit anderen Menschen zusammenleben. „Angsttraum I . . . ich träume / von einem großen blauen Blutfleck / dem Wortetod / dem Tod / meinem / ihr Kolibrifüße / Fußstapfen fußloser Vögel.“ In „Angsttraum II“ ängstigt sich das lyrische Ich vor dem Verlust des geliebten Du. Domins Verse sind „menschliche“ Verse, „Ecce Homo“ vorstellend, „Sisyphos 1967“, „Abel“. „Napalm“ wird nach einem Fernsehbericht leidend erfahren, verfolgend. Der lyrische Ort Hilde Domins in der Lyrik seit 1945 ist erst ungenügend erkannt – die letzte mir bekannte Lyrikerin jüdischer Abkunft nach Nelly Sachs und Paul Celan –, jemand mit eigenem Wort zwischen Marie L. Kaschnitz und Ingeborg Bachmann, generationsmäßig vor den intellektuellen Emanzipatorinnen liegend, Leben in anderer Bewußtseinslage erfahrend.

P. K. Kurz SJ

ZELLER; Eva: *Sage und schreibe*. Gedichte. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1971 80 S. Kart. 9,80.

Eva Zeller, geboren 1923, lebte mehrere Jahre als Frau eines protestantischen Pfarrers



in Südafrika, heute in Düsseldorf. Sie wurde durch Erzählungen bekannt („Ein Morgen Ende Mai“, 1969). Sie veröffentlichte Verse u. a. im „Hochland“. „Sage und schreibe“ ist ihre erste lyrische Buchveröffentlichung. Zeller schreibt eine betrachtende Lyrik, eine realistische, religiöse, eingespannt zwischen Bibel und Gesangbuchvers auf der einen, zwischen Erleben der afrikanischen Wüste und des Großstadtpflasters, Erinnerungen an den letzten Krieg auf der anderen Seite. Wozu schreiben? „Die Atemnot / artikulieren / Die Syntax / bestreiken / So tun als ob / es Ausreden gäbe / für Kyrieleis.“ „Mein Gedicht / die Quersumme / meiner Einsilbigkeit / die Schrecksekunde / in der ich das Wort / ins Gebet nehme.“ Auffallend auch hier das Thematischerwerden des Atems und des Worts. Zeller kann als Frau, muß als Christin die „Liebe“ bedenken, Liebe zwischen „Raubtierleben“, Käuflichkeit, „erster Korinther dreizehn“. Afrikanische Bilder, alltägliche und familiäre Geschehnisse (Geburt, Ehe), Lauf der Welt 1914 und zweiter Weltkrieg und Ermordung Martin Luther Kings geben den Stoff. Die Bilder, Berichte, Erfahrungen sind allenthalben durchschossen von biblischen Betrachtungen, Psalmversen. Wider die Leugner des Glaubens und wider das Klischee der Christen: Auseinandersetzungen mit Welt und Wort. Die Gefahr des christlichen Vorwissens, der biblischen Ordinaten wird im abgegrenzten Themenkreis und an den deutlich begrenzten Rändern sichtbar, die Gefahr, daß das Hemd des Glaubens zum Panzer wird gegen das noch nicht Benannte, extremer zu erkundendes Bewußtsein ausschließt. Die betrachtende Paraphrase auf Psalm 8,5 („Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkst?“) verläßt den vorgegebenen Satzhorizont nicht. Die Zeile „Geheiligt werde / dein zugefrorener Name“ aus dem „Winterpsalm“ hält der härteren Anforderung stand. Ähnlich kommt die erste und letzte Strophe des zyklischen Schlußgedichts „Nach erster Korinther dreizehn“ – ein erstaunlicher Versuch, einen leierbekannten Text zu verfremden – über Gewohntes nicht hinaus. Dazwischen aber stehen Sätze, die man nicht vergißt: „Die Liebe

ist lächerlich . . . Sie stellt sich quer . . . Daher ist es lebensgefährlich, sich mit ihr einzulassen . . . Sie ist ein Skandal.“ Nur wenn biblische Sätze wieder und zuerst fremd werden – sei es in sich selbst oder im unerwarteten, provozierenden Kontext –, sind sie literarisch brauchbar, lesbar.

P. K. Kurz SJ

ZIELONKA, Michael: *Ich, Zugabe zu meinem Nabelstrang*. Gedichte. München: Relief 1970. 61 S. Kart. 12,-.

Mit einem großformatigen, bibliophil gefalteten Lyrikband debütiert Michael Zielonka. Er ist 1942 in Nordhausen (Harz) geboren, studierte Romanistik und Theologie in Frankreich, gegenwärtig Philosophie und Theologie in Innsbruck und gehört dem Oratorium des hl. Philipp Neri in Aachen an. Jenseits der Schwelle „christlicher Literatur“ angetreten, verbindet der literarisch nicht unerfahrene Autor surreale Einflüsse und Pop-Stilistik mit einem aus philosophischen Bewußtsein und persönlichem Erleben gespeisten Sprachduktus. Der Titel „Ich, Zugabe zu meinem Nabelstrang“ verrät Originalität. Schade, daß die Verse diese Thematik nicht weiter verfolgen und weniger aus dem Understatement leben als aus der philosophischen Sentenz. Deutlich spricht sich ein lyrisches Ich auf der Suche nach Identität aus, in der Auseinandersetzung mit modischen Zeitströmungen, eine Vorstellung von „Gott“ umkreisend, auf dem Weg zu Welt und Sprache. Ein „Schuld und Gesellschaft“ überschriebenes Gedicht lautet: „Konflikte, personifiziert. / Ein Ichtreiben, / eine Bewußtseinssonne. / Hier stehe ich. / Ich verzweifle neu, / völlig neu. / Der Volksmund hat mich ausgegurgelt. / Mein Profil wurde gekantet / und stürzte auf mich herab / – als Trieb. / Schuldlos scheint mir meine Schuld. / Integral aber, aber geradlinig, / bin ich hineinverstrickt.“ Nicht alle Gedichte verallgemeinern so früh und direkt. Das „Furcht“ überschriebene Gedicht ist nicht ausgeschrieben. Die Benennung des Weshalb und Wovor des Schreckens, die „Beichte“ des Gedichts bleibt ausgespart, nicht zufällig, wie ich meinen möchte, bei einem